

Michael Makropoulos

## **HISTORISCHE SEMANTIK UND POSITIVITÄT DER KONTINGENZ**

Modernitätstheoretische Motive bei Reinhart Koselleck

Ein theoretischer Effekt pluralistischer Kritiken der Moderne ist die Veränderung des Kriteriums, mit dem das eigene Weltverhältnis relativiert wird. Pointiert gesagt: An die Stelle der eigenen Geschichte treten die anderen Kulturen. Man kann diese Veränderung als epistemologische Verschiebung der Geistes- und Sozialwissenschaften von der Historiographie zur Ethnologie deuten und diese epistemologische Verschiebung als wissenschaftlichen Ausdruck der transzendentalen Abkehr vom ‚Eurozentrismus‘ im Zeitalter postkolonialer Globalisierung auffassen. Man kann diese Veränderung auch als erkenntnistheoretische Erfüllung jener Forderung nach Anerkennung von Heterogenität sehen, die einst von der ‚Postmoderne‘ emphatisch gegen die homogenisierenden Tendenzen der Moderne erhoben wurde und jetzt zur kultur- und gesellschaftstheoretischen Normalität geworden ist. Man kann diese Veränderung – nicht zuletzt – als empirische Transformation des Begriffs der Moderne verstehen, die an die Stelle der einen großen Modernisierungserzählung mit universellem Geltungsanspruch die reale Vielfalt verschiedener Modernitäten und verschiedener Wege zur Moderne setzt.

Wenn hier dennoch gerade nicht die Pluralität verschiedener Modernitäten gegen die eine, geschichtsphilosophisch beglaubigte und sozialtechnisch realisierte Tendenz der Moderne gestellt wird, die zum zentralen Objekt ‚postmoderner‘ Kritik und ihrer pluralistischen Derivate wurde, sondern die Historizität dieser Moderne, dann geschieht dies aus systematischen Gründen. Das Thema der Studie ist dabei bewußt sehr allgemein formuliert. Es signalisiert zunächst kaum mehr als die Zusammenführung eines methodischen Konzepts, nämlich der historischen Semantik, mit einem Aspekt des historischen und noch gegenwärtigen Modernitätsbewußtseins, nämlich dem Selbstverständnis von Modernität als einer Kultur, in der das, was ist, prinzipiell auch anders sein könnte. Was im Rahmen dieser thematischen Exposition entwickelt werden soll, ist die allgemeine Hypothese, daß die historische Semantik, wie sie im Horizont einer kritischen Hermeneutik als historische Analyse begrifflich verdichteter Bewußtseinslagen entworfen und besonders von Reinhart Koselleck zu einem geschichtstheoretischen Konzept ausgearbeitet wurde, eine geschichts-, kultur- und sozialwissenschaftliche Methode ist, die zumindest potentiell eine hochreflexive Theorie der Moderne bildet. Die historische Semantik macht nämlich eine Reihe geradezu

axiomatischer Evidenzen dieser Epoche explizierbar, indem sie nicht nur die Historizität der Moderne als Epoche, sondern auch die Historizität des Modernitätsbewußtseins als Ausdruck eines bestimmten Weltverhältnisses reflektiert.

Natürlich ist die historische Semantik trotzdem zunächst und in ihrem methodischen Kern erst einmal Begriffsgeschichte – auch wenn schon ihre erkenntnistheoretische Prämisse konstruktivistisch über eine bloße Geschichte von Begriffen hinausweist, indem sie besagt, „daß die Geschichte sich in bestimmten Begriffen niederschlägt und überhaupt zur Geschichte wird, wie sie jeweils begriffen wird“.<sup>1</sup> Aber als Erschließung des modernen Erfahrungswandels in seiner spezifischen Qualität und in seiner singulären Dynamik, ist die historische Semantik auch eine besondere und in ihrer Intention kritische Hermeneutik der Moderne in genealogischer Absicht.<sup>2</sup> Bemerkenswert ist dabei nicht sosehr die Zentralität des Denkens für historische Erkenntnis, sondern die Akzentuierung seines spezifischen Mediums: Als Objektivierung von historischen Bewußtseinslagen im Medium der Sprache ist die historische Semantik zwar ein sprachorientiertes Konzept der Moderne, aber sie ist ein sprachorientiertes Konzept der Moderne, das Sprache nicht auf ihre kommunikative Dimension reduziert, sondern ihre expressiven und vor allem ihre imaginativen Dimensionen analytisch produktiv macht. Damit ist die historische Semantik ein Konzept der Moderne, das seinen Akzent von vorneherein auf die fiktional-konstruktive Seite historisch-sozialer Prozesse legt. Die historische Semantik, so ließe sich die Hypothese spezifizieren, ermöglicht überhaupt erst eine adäquate Analyse moderner Geschichtsprozesse, weil sie die Moderne entschieden als Zeitalter einer geradezu futuristischen Vernunft konzipiert und mentalitätsgeschichtlich als Epoche institutionalisierter Fiktionalität problematisiert. Vielleicht ist sie deshalb die genuine Theorie einer „Kontingenzkultur“, wie man mit einer Formulierung von Hans Blumenberg sagen kann, also die Konzeptualisierung und Problematisierung eines spezifischen Weltverhältnisses, in dessen Zentrum das moderne Kontingenzbewußtsein steht.<sup>3</sup>

Diese Hypothese soll im Folgenden in vier thematischen Komplexen entwickelt werden, die bewußt nicht stringent miteinander verknüpft und nicht

---

<sup>1</sup> Reinhart Koselleck, „Einleitung“, in: *Geschichtliche Grundbegriffe, Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, hg. v. Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck, Bd. 1, Stuttgart 1972, S. XIII-XXVII, hier S. XXIII.

<sup>2</sup> Vgl. Christof Dipper, „Die ‚Geschichtlichen Grundbegriffe‘. Von der Begriffsgeschichte zur Theorie der historischen Zeiten“, in: *Historische Zeitschrift* 270 (2000), S. 281-308, hier S. 298.

<sup>3</sup> Hans Blumenberg, „Lebenswelt und Technisierung unter Aspekten der Phänomenologie“, in: ders., *Wirklichkeiten in denen wir leben*, Stuttgart 1981, S. 7-54, hier S. 47.

randscharf durchargumentiert sind, um den Verdacht gar nicht erst aufkommen zu lassen, hier werde Geschichtsphilosophie betrieben.

### 1. Der Begriff der Kontingenz

Der Begriff der „Kontingenz“, wie er im Kontext der Forschungsgruppe „Poetik und Hermeneutik“ in verschiedene Richtungen und an verschiedenen Gegenständen von 1964 bis 1994 teils impressis verbis, teils expressis verbis entfaltet und moduliert wurde, ist ein historisch und systematisch komplexer Kontingenzbegriff. Indem er Kontingenz zum einen nicht auf Zufälligkeit reduziert, sondern vor allem als Handlungsoffenheit bestimmt und indem er Kontingenz zum anderen nicht als ontologische Tatsache versteht, die allen historisch-kulturellen Bestimmungen vorausgeht, sondern als historisch höchst variables Reflexionsprodukt, ist er historisch wie systematisch reflexiv. „Kontingenz“, so ließe sich sagen, wird erst mit der Epochen-schwelle zur europäischen Neuzeit und vollends in der „Sattelzeit“, also in der Zeit von etwa 1750-1850, zu einer historischen Transzendentalie. Das vereitelt schon begriffsstrukturell jede einfache deskriptive oder analytische Applikation und erfordert eine allgemeine Bestimmung, die sich für eine Theorie der Moderne konzeptuell verdichten läßt, ohne daß sie unterkomplex würde.<sup>4</sup>

Kontingenz ist, was auch anders möglich ist.<sup>5</sup> „Kontingenz“ bezeichnet nicht Unbestimmtheit überhaupt, sondern jene spezifische Unbestimmtheit, in der etwas weder notwendig noch unmöglich ist und sich darin als wirkliche Alternative manifestiert. Diese spezifische Unbestimmtheit ist ihrerseits nicht eindeutig, sondern als zweiseitige Möglichkeit ausgesprochen ambivalent. Weder notwendig noch unmöglich ist schließlich sowohl das Verfügbare und Manipulierbare als auch das Unverfügbare und schlechterdings Zufällige. „Kontingenz“ bezeichnet deshalb streng genommen jenen ambivalenten Bereich spezifischer Unbestimmtheit in der Wirklichkeit, in dem sich so-

<sup>4</sup> Unterkomplex ist auf dem Hintergrund der analytischen Möglichkeiten historischer Semantik auch der Kontingenzbegriff der soziologischen Systemtheorie, weil er die implizite Historizität nicht nur des Begriffs, sondern des Sachverhalts, den er beschreibt, ontologisiert und also enthistorisiert. Vgl. Niklas Luhmann, „Kontingenz als Eigenwert der modernen Gesellschaft“, in: ders., *Beobachtungen der Moderne*, Opladen 1992, S. 93-128 bzw. Niklas Luhmann, *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt/M. 1984, S. 152f. Zur Situierung des systemtheoretischen Kontingenzbegriffs innerhalb der ‚postmodernen‘ Kontingenzsemantik vgl. Michael Makropoulos, „Kontingenz. Aspekte einer theoretischen Semantik der Moderne“, in: *Archives Européennes de Sociologie* 45 (2004), S. 369-399.

<sup>5</sup> Vgl. Michael Makropoulos, „Modernität als Kontingenzkultur. Konturen eines Konzepts“, in: Gerhart von Graevenitz, Odo Marquard (Hg.), *Kontingenz (Poetik und Hermeneutik 17)*, München 1998, S. 55-79.

wohl Handlungen als auch Zufälle realisieren. Als Entscheidung zwischen mehreren exklusiven Möglichkeiten, kann sich Handeln schließlich nur dort realisieren, wo die Dinge auch anders sein können, wie Rüdiger Bubner erklärt hat.<sup>6</sup> Handeln setzt damit eine signifikante Spannung zwischen der Wirklichkeit und mindestens einer anderen Möglichkeit voraus, die überhaupt erst einen distinkten Handlungsbereich bildet. Das ist zugleich auch der Umstand, der im Gegenzug das Zufällige bestimmbar macht. Zufällig ist vor diesem Hintergrund ein Ereignis nämlich gerade dann, wenn es zwar ebenfalls in diesem Bereich offener Möglichkeiten eintritt, sein Eintreten aber im Unterschied zum entscheidungsgenerierten und damit begründbaren oder zumindest zuschreibbaren Handeln, als grundlos erklärt wird – wobei es in der Regel erst im Vollzug von Handlungen als Unverfügbares erkennbar wird, indem es diese unerwartet mitbestimmt oder ereignishaft durchkreuzt. Darin drückt sich im übrigen die temporale Differenz der beiden Realisierungen von Kontingenz aus: Zufälligkeit erweist sich in diesem Kontext als Bestimmung ex post, weil sie das Eintreten-Sein eines Ereignisses voraussetzt, während Disponibilität oder Manipulierbarkeit einen futurischen Koeffizienten hat, indem sie sich auf künftige Ereignisse bezieht. Jedenfalls ist der Handlungsbereich als Bereich wirklicher Alternativen zugleich Zufallsbereich und man könnte hier den scheinbar nebensächlichen Unterschied zwischen Veränderbarkeit und Veränderlichkeit fast zur kategorialen Differenz aufbauen, die ein Interferenzproblem markiert, das sich steigert, je komplexer und damit riskanter Handlungsvollzüge werden: Sie können stets von anderen Handlungen durchkreuzt werden.

Neben dem Interferenzproblem, das sich schließlich nicht jeder Handlung tatsächlich stellt, eröffnet sich allerdings – immer noch in systematischer Hinsicht – ein weiteres Problem, das wegen der temporalen Differenz von Zufall und Handlung pragmatisch zum vorgängigen Problem wird: Wenn Handeln im Unterschied zum Verhalten die Entscheidung zwischen mehreren Möglichkeiten ist – und das heißt situativ stets: Entscheidung für eine Möglichkeit gegen alle anderen –, dann stellt sich die Frage nach dem Kriterium, das diese Entscheidung anleitet – und im Nachhinein nötigenfalls legitimiert. Dabei geht es nur in zweiter Linie um das Problem der Willkür; entscheidend gerade für die moderne Kontingenzsemantik ist vielmehr die Frage nach dem, was Handeln überhaupt orientiert. Nicht nur für die Antike, sondern bis weit in die frühe Neuzeit hinein, war dieses Kriterium die Erfahrung, genauer: die bisherige und in Form der Traditionsorientierung überlieferte Erfahrung, die mit einem Möglichkeitsbewußtsein korrespon-

---

<sup>6</sup> Vgl. Rüdiger Bubner, *Geschichtsprozesse und Handlungsnormen. Untersuchungen zur praktischen Philosophie*, Frankfurt/M. 1984, S. 35-47.

dierte, das den Machtbereich des Menschen klar von dem unterschied, was sich dessen Macht entzog und sie definitiv begrenzte. Darin steckte nicht nur die Beschränkung des menschlichen Handlungsbereichs, die die antike Kosmologie und noch die mittelalterliche Schöpfungsordnung auferlegte; unverfügbar war auch, was den Gegenwarts- und Nahbereich einer finiten Praxis im Sinne von Handlungen konkreter Gruppen und Subjekte transzendierte. Das hat Aristoteles im Kontext seiner praktischen Philosophie prägnant formuliert: „Gegenstand“ einer Entscheidung ist das, „was in unserer Macht steht“. Denn „über das Ewige stellt niemand Überlegungen an, z.B. über die Welt oder die Inkommensurabilität der Diagonale und der Seite. Auch nicht über das, was im Bereich des Bewegten liegt, aber immer in derselben Weise vor sich geht, sei es aus Notwendigkeit, sei es von Natur oder wegen einer anderen Ursache, wie die Sonnenwenden und Sonnenaufgänge. Ebenso wenig über das, was bald so eintrifft, bald anders, wie Dürre und Regen, und das Zufällige, wie das Auffinden eines Schatzes. Aber auch nicht über die menschlichen Dinge insgesamt; so überlegt z.B. kein Lakonier, welches für die Skythen die beste Staatsverfassung wäre. Von all diesem wird nichts durch uns getan. Handlungen, die bei uns stehen, die überlegen wir, und die sind auch allein noch übrig.“<sup>7</sup>

Die antike Problematisierung der Kontingenz, die lange Zeit paradigmatisch bleiben sollte, ging von einer Voraussetzung aus, die aus neuzeitlicher Perspektive keineswegs selbstverständlich ist: Kontingent waren immer nur Ereignisse, nicht aber „Ereignishorizonte“, also die Wirklichkeit, in der diese Ereignisse als Handlungen vollzogen wurden oder aber als Zufälle eintraten.<sup>8</sup> Entsprechend bezog sich Handeln ausschließlich auf empirische Gegenstände und intersubjektive Verhältnisse, die in einem finiten Möglichkeitshorizont standen – und es konnte sich unter dieser Voraussetzung vernünftigerweise auch nur auf diese beziehen. Der Handlungsbereich konnte zwar innerhalb dieses Möglichkeitshorizonts ausgedehnt und in vielerlei Hinsicht erweitert werden, aber er konnte nicht prinzipiell verändert werden, weil der Möglichkeitshorizont ontologisch gegeben war und deshalb kein Gegenstand menschlichen Handelns sein konnte. Aus diesem Grund war das Politische und Soziale als konkreter Handlungsbereich auch der Kernbereich der Kontingenz; seine universalistische Erweiterung oder gar die Veränderung der Gattungsmöglichkeiten, die das ‚Projekt‘ der Moderne impliziert, wäre dem antiken Weltverhältnis als geradezu aberwitzig erschienen, wenn sie überhaupt positiv hätte gedacht werden können.<sup>9</sup> Daher blieb das

<sup>7</sup> Aristoteles, *Nikomachische Ethik*, Hamburg 1985, III.5.

<sup>8</sup> So Dorothea Frede, *Aristoteles und die ‚Seeschlacht‘: das Problem der Contingentia Futura in De interpretatione* 9, Göttingen 1970, S. 53.

<sup>9</sup> Vgl. Albrecht Dihle, *Die Vorstellung vom Willen in der Antike*, Göttingen 1985, S. 66f.

antike Möglichkeitsbewußtsein als „Könnens-Bewußtsein“ trotz aller Zunahme technischen und sozialtechnischen Könnens, ein bloßes Verbesserungsbewußtsein, das nicht zu einem umfassenden Veränderungsbewußtsein führte, wie es der modernen Fortschrittsidee zugrunde liegt, die die prinzipielle Fiktionalisierung des Möglichkeitsbewußtseins in der Neuzeit temporalisiert und in eine ebenso offene wie gestaltbare Zukunft hinein öffnet, wie Christian Meier erklärt hat.<sup>10</sup> Kontingenz beschränkte sich daher auf „Handlungskontingenz“, die zwar mit ereignishafter Zufälligkeit konfrontiert werden konnte, aber kein Orientierungsproblem aufwarf.<sup>11</sup>

Diese Beschränkung der Möglichkeitshorizonts löst sich in der Neuzeit auf und unterscheidet das neuzeitliche Kontingenzbewußtsein prinzipiell vom antiken, wenn nicht von dem der Vorneuzeit überhaupt. Kontingenz, so könnte man sagen, sind jetzt nicht nur die Realien, an denen sich Handeln verwirklicht, sondern auch die Realität, in der diese Realien stehen, so daß die systematische Ambivalenz des Kontingenten als Handlungsbereich und Zufallsbereich, also die Ambivalenz zwischen Verfügbarem und Unverfügbarem, eine sehr andere Qualität bekommt. Kontingenz erfaßt nämlich mit der Entstehung einer Projekte entwerfenden Vernunft, die sich in der prinzipiellen Umstellung insbesondere technischer und ökonomischer Unternehmungen von Verbesserungen auf Erfindungen manifestiert, auch den Handlungsbereich, der jetzt seine transsituative Verbindlichkeit verliert und dadurch seinerseits zum Gegenstand der Manipulation wird. Damit wird Kontingenz in der Neuzeit tatsächlich anders dimensioniert und generiert ein Möglichkeitsbewußtsein, das nicht nur graduell, sondern prinzipiell über die traditionellen ontologischen und sozialen Beschränkungen hinausweist. Die zunehmende Freisetzung der individuellen und kollektiven Handlungsmöglichkeiten aus diesen Beschränkungen führte im Verlauf der frühen Neuzeit dazu, daß der Bereich, der der Macht des Menschen unterlag, tendenziell offen war und in den entstehenden modernen Gesellschaften spätestens um die Wende zum 19. Jahrhundert mit der zunehmenden Inkongruenz von „Erfahrungsraum“ und „Erwartungshorizont“ bis hin zu ihrer diametralen Entgegensetzung im Epochenbruch der Französischen Revolution und im Gefolge des modernen Fortschrittsdenkens individuelle wie kollektive Handlungsmöglichkeiten eröffnete, die vordem unbekannt oder zumindest traditional beschränkt gewesen waren, wie Koselleck gezeigt hat.<sup>12</sup> Histori-

<sup>10</sup> Christian Meier, „Ein antikes Äquivalent des Fortschrittsgedankens: Das ‚Könnens-Bewußtsein‘ des 5. Jahrhunderts v. Chr.“, in: ders., *Die Entstehung des Politischen bei den Griechen*, Frankfurt/M. 1980, S. 435-499, bes. S. 484f.

<sup>11</sup> Bubner, *Geschichtsprozesse und Handlungsnormen*, S. 35.

<sup>12</sup> Vgl. Koselleck, „‚Erfahrungsraum‘ und ‚Erwartungshorizont‘ – zwei historische Kategorien“, in: ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt/M. 1979, S.349-375, hier S. 359f.

scher Effekt dieses Vorgangs ist jene Diskontinuität von Wirklichkeit und Möglichkeit, die für das Selbstverständnis moderner Gesellschaften fundamental werden sollte. Diese Diskontinuität ist mehr als bloße Enttraditionalisierung; als Diskontinuität von Herkunft und Zukunft generiert sie vielmehr ein gesellschaftliches Selbst- und Weltverhältnis, dessen operatives Kriterium die schrankenlose Realisierung neuer, situativ extrapolierter Möglichkeiten, und dessen soziale Institutionalisierung eine Optimierungsgesellschaft ist – also eine Gesellschaft, die die Integration des Potentialis in ihrer Selbstkonstitution auf Dauer stellt und unbeschadet aller problematischen Seiten des Fortschritts positiviert. Das ist die eine, die emphatische Seite des neuzeitlichen Kontingenzbewußtseins. Aber die Situation wurde nicht nur als wünschenswerte Erweiterung des menschlichen Handlungsbereichs und als Gewinn neuer Möglichkeiten menschlicher Freiheit erfahren, sondern von Anfang an auch als akute Orientierungslosigkeit und bodenlose Unsicherheit, weil der Bereich, in dem die Dinge – so oder so – auch anders sein können, keine definitive Grenze mehr hatte. Das ist dann die andere, die problematische Seite des neuzeitlichen Kontingenzbewußtseins.

Und doch: Indem Kontingenz nicht nur Unverfügbarkeit, sondern auch prinzipielle Verfügbarkeit bedeutet, ist sie die ontologische Voraussetzung des konstruktivistischen Weltverhältnisses, das die Neuzeit als fundamentales kulturelles Dispositiv ausgebildet und die Moderne im Verlauf des 20. Jahrhunderts verallgemeinert hat. Entscheidend für dieses konstruktivistische Weltverhältnis ist, daß das neuzeitliche Kontingenzbewußtsein – anders als das antike und anders als das mittelalterliche – nicht nur das menschliche Handeln betrifft, sondern auf folgenreiche Weise auch die Wirklichkeit erfaßt, in der sich dieses Handeln realisiert. Und es ist nicht nur für Kosellecks historische Semantik charakteristisch, daß sie diese produktive Seite des modernen Kontingenzbewußtseins und nicht dessen beunruhigende Seite in den Vordergrund der Analyse gestellt hat. „Wirklichkeit“, bemerkte Hans Blumenberg, sei „das, was einer Epoche als das Selbstverständlichste und Trivialste von der Welt erscheint und was auszusprechen ihr nicht der Mühe wert wird, was also gerade deshalb die Stufe der überlegten Formulierung kaum je erreicht“. Umso problematischer mag die Wirklichkeitsvorstellung einer historischen Situation sein, in der diese Aussage nicht nur auf eine gewisse Plausibilität rechnen und auf diese Plausibilität eine ebenso kurze wie umfassende historische Semantik des Wirklichkeitsbegriffs stützen kann, sondern überhaupt möglich ist, weil der Wirklichkeitsbegriff selbst zum Gegenstand historisch-semantischer Reflexion wird. Entsprechend verweist der neuzeitliche und vollends dann der moderne Wirklichkeitsbegriff nicht wie der antike auf eine kosmologisch gegebene selbsteigene, authentische und gerade darin unbezweifelbare „Re-

alität der momentanen Evidenz“. Der neuzeitliche Wirklichkeitsbegriff verweist aber auch nicht auf die transzendent „garantierte Realität“ des Mittelalters, obwohl die Idee – und mehr noch: die kontrafaktische Erwartung – einer transzendenten Garantieinstanz der Wirklichkeit als säkularisierte bis weit in die Moderne des 20. Jahrhunderts hineinreicht, nämlich philosophisch im rationalistischen Konzept totalitätserfassender Vernunft und politisch wie ästhetisch im Konzept totalitätsstiftender Souveränität. Wirklichkeit ist jetzt nämlich trotz persistierender Unverfügbarkeits- und Verbindlichkeitserwartungen, die sich als Erkenntnis- und Gestaltungstotalitätsansprüche im Auslaufhorizont kosmologischer oder theologischer Weltauffassungen manifestieren, vielmehr stets das Produkt der immanenten „Realisierung eines in sich einstimmigen Kontextes“, die dem konstruktiven Vermögen eines autonomen Subjekts zugerechnet wird und in der sich dessen Subjektivität ihrerseits als konstruierende und potentiell als demiurgische konstituiert.<sup>13</sup>

Dieser Wirklichkeitsbegriff der einstimmigen Kontextualität, der Blumenberg zufolge für die Neuzeit konstitutiv ist, hat eine Reihe folgenreicher Implikationen. Wirklichkeit, so muß man zunächst festhalten, ist in diesem Verständnis stets gemachte und darin in einem zweifachen Sinne kontingente Wirklichkeit. In ihrer temporalen Qualität des Realisiertseins ist sie zunächst einmal eine historisch entstandene und in ihrer Historizität prinzipiell durch eine andere ablösbare Wirklichkeit. Hinzu kommt, daß es in sich einstimmige Kontextualität sinnvollerweise nur im Vergleich, im Kontrast, wenn nicht in Abgrenzung zu anderen Kontexten geben kann. Einstimmige Kontextualität, so muß man hier betonen, impliziert prinzipiell Pluralität. Aber damit nicht genug: Jede einstimmig-kontextuell realisierte Wirklichkeit setzt nicht nur durch ihre Heterogenität als kontextuell realisierte der Verfügbarkeit von anderen Kontexten her unüberschreitbare Grenzen, sondern auch durch ihre interne Besonderheit. Charakteristisch für das Wirklichkeitsverständnis der einstimmigen Kontextualität ist deshalb, daß Wirklichkeit hier – anders als im antiken und im mittelalterlichen Wirklichkeitsbegriff – nicht nur gemachte und in diesem Sinne auch anders mögliche, veränderbare Wirklichkeit ist, sondern auch eine Wirklichkeit, die im Singular nicht zu haben ist, weil sie sich in Konkurrenz zu anderen und potentiell inkommensurablen realisierten oder realisierbaren Wirklichkeiten befindet, die jeden Totalitäts- und Absolutheitsanspruch einer einzelnen Wirklichkeit strukturell relativieren. Die Neuzeit, so Blumenberg, sei deshalb „nicht mehr die Epoche eines homogenen Wirklichkeitsbegriffes“, und selbst „die

<sup>13</sup> Hans Blumenberg, „Wirklichkeitsbegriff und Möglichkeit des Romans“, in: Hans Robert Jauß (Hg.), *Nachahmung und Illusion* (Poetik und Hermeneutik 1), München 1964, S. 9-27, hier S. 10ff.

Herrschaft eines bestimmten ausgeprägten Realitätsbewußtseins“, also die weitgehend unbezweifelte Evidenz einer gesellschaftlich dominierenden Wirklichkeitsauffassung, vollzieht sich seither stets „in der Auseinandersetzung mit einer anderen schon formierten oder sich formierenden Möglichkeit, von Wirklichkeit betroffen zu werden“.<sup>14</sup>

Blumenbergs Formulierung signalisiert allerdings noch ein weiteres Wirklichkeitsverständnis, das jede kontextuelle Realisierung begleitet wie ein Schatten und Kontingenz gerade unter der Voraussetzung autonom handelnder Subjekte zum fundamentalen Problem macht, nämlich Wirklichkeit als widerständige, beunruhigende und nicht selten bedrohliche „Realität als das dem Subjekt nicht Gefügige“. Darin steckt zunächst die Erfahrung unverfügbarer gesellschaftlicher Prozesse, die aus diesem Grund auch zum Gegenstand einer spezifisch soziologischen Reflexion werden. Vor allem steckt darin aber die Erfahrung, daß es Grenzen des konstruktiven Vermögens gibt, die nicht Grenzen des Realisierens sind, sondern Grenzen der Verfügung über die Realisierungen. Der moderne Wirklichkeitsbegriff der „widerständigen Realität“, so Blumenberg, sei Ausdruck der Erfahrung zunehmender Unkontrollierbarkeit selbstmächtiger technischer Realisierungen in sich einstimmiger Kontexte gegen die alte kosmologische oder ontologische Unverfügbarkeit der Wirklichkeit. Was als „bloßes Material der Manipulation“ und Konstruktion „in der Technisierung nur scheinbar und zeitweise in Dienst genommen worden ist“, nämlich selbstmächtig realisierte Wirklichkeit, wird nun als etwas erfahren, von dem „nachträglich nur noch behauptet, aber nicht mehr vorgestellt werden kann, daß es aus einem freien und konstruktiven Prozeß des Erdachtwerdens einmal hervorgegangen sein könnte“.<sup>15</sup> Der moderne Wirklichkeitsbegriff impliziert damit nicht nur die irreduzible Pluralität verschiedener oder sogar verschiedenartiger und in ihrer Heterogenität gegeneinander relativer Wirklichkeiten, die an die Stelle der einen absoluten und in ihrer Absolutheit nicht nur unbezweifelten, sondern schlechterdings unbezweifelbaren Wirklichkeitsauffassung treten. Der moderne Wirklichkeitsbegriff impliziert damit auch die potentielle und oftmals dramatisch aktuelle Unverfügbarkeit der Resultate neuzeitlichen Konstruktionsvermögens, auch wenn diese Kontingenzerfahrung, die dann von Georg Lukács als „Verdinglichung“ auf den Begriff gebracht wurde, erst eigentlich mit den Modernisierungs- und Technisierungsprozessen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzt und mit der Katastrophe des Ersten Weltkriegs in der Erfahrung der schrankenlosen Kontingenz einer „unge-

---

<sup>14</sup> Blumenberg, „Wirklichkeitsbegriff und Möglichkeit des Romans“, ebd.

<sup>15</sup> Blumenberg, „Wirklichkeitsbegriff und Möglichkeit des Romans“, ebd.

heuren Entfaltung der Technik über die Menschen“ gipfelt, wie Walter Benjamin rückblickend bemerkt hat.<sup>16</sup>

Dennoch ist der Kontingenzbegriff nicht nur ein Problembegriff und die Wirklichkeitsauffassung, die er grundiert ist nicht nur die des Verfalls und der Unsicherheit. Kontingenz, so Blumenberg, „bedeutet die Beurteilung der Wirklichkeit vom Standpunkt der Notwendigkeit und der Möglichkeit her“, und die Neuzeit – oder genauer: „die nachchristliche Ära“ –, generalisierte er dieses Kontingenzbewußtsein zum Epochencharakteristikum, hat eine „Kontingenzkultur“, weil sie „von dem Grundgedanken“ geprägt ist, „daß nicht sein muß, was ist“.<sup>17</sup> Dieser Weltbezug reflektiert zwar die neuzeitliche Transformation des Wirklichkeitsbegriffs im Zuge seiner Temporalisierung und gleichzeitigen Pluralisierung. Und man könnte hier durchaus von einer doppelten Kontingenz sprechen, wenn diese Formel nicht schon anders besetzt wäre, von einer doppelten Kontingenz nämlich, die sich als Verschränkung der empirisch-historischen Ablösbarkeit und der theoretisch-systematischen Austauschbarkeit kontextuell realisierter Wirklichkeiten manifestiert und auf die diachrone wie synchrone Kontingenz dessen verweist, was ist.<sup>18</sup> Entscheidend ist aber, daß dieser Weltbezug „einen neuen Begriff der menschlichen Freiheit“ ermöglicht, indem er jene „generelle Konzeption des menschlichen Handelns“ hervorbringt, die „in den Gegebenheiten nichts mehr von der Verbindlichkeit des antiken und mittelalterlichen Kosmos wahrnimmt und sie deshalb prinzipiell für verfügbar hält“.<sup>19</sup> Das „Bewußtsein von der Kontingenz der Wirklichkeit“, so Blumenberg, fundiert und legitimiert damit eine „technische Einstellung gegenüber dem Vorgegebenen“, die sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts in der fortschreitenden Etablierung artifizieller Wirklichkeiten realisiert und schließlich im 20. Jahrhundert nach dem katastrophischen Ende der bürgerlichen Welt und mit dem technologischen Innovationsschub seit der Jahrhundertwende bis dahin ungekannte historische und soziale Entfaltungsmöglichkeiten findet. Darin drückt sich nicht zuletzt die Tatsache aus, daß der neuzeitliche Kontingenzbegriff ohne den mittelalterlichen, der die Existenz der Welt nicht der Naturnotwendigkeit, sondern dem Willen Gottes unterwirft, nicht denk-

<sup>16</sup> Georg Lukács, „Die Verdinglichung und das Bewußtsein des Proletariats“, in: ders., *Geschichte und Klassenbewußtsein. Studien über marxistische Dialektik*, Darmstadt, Neuwied 1970, S. 170-355, bes. S. 174f. Walter Benjamin, „Erfahrung und Armut“, in: ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. II.1, Frankfurt/M. 1977, S. 213-219, hier S. 214.

<sup>17</sup> Blumenberg, „Lebenswelt und Technisierung unter Aspekten der Phänomenologie“, S. 47. Hans Blumenberg, *Die Sorge geht über den Fluß*, Frankfurt/M. 1987, S. 57.

<sup>18</sup> Vgl. handlungstheoretisch Talcott Parsons u.a., „Some Fundamental Categories of the Theory of Action: A General Statement“, in: ders., Edward Shils (Ed.), *Toward a General Theory of Action*, Cambridge/Massachusetts 1951, S. 3-29, hier S. 16. Vgl. systemtheoretisch Luhmann, *Soziale Systeme*, S. 151.

<sup>19</sup> Hans Blumenberg, *Säkularisierung und Selbstbehauptung*, Frankfurt/M. 1974, S. 158.

bar ist. Schließlich ist hier jene Idee demiurgischer Willkür präfiguriert, die dann die totalen Gestaltungsansprüche souveräner politischer oder ästhetischer Konstruktionen grundiert, die bis weit in die Moderne des 20. Jahrhunderts hinein alle Rationalität auf ihrer Seite hatten – und gerade darin erwiesen, daß sie im Auslaufhorizont der theologischen Weltauffassung standen.<sup>20</sup>

Blumenbergs Konzept der „Kontingenzkultur“ ist allerdings nicht nur eine Genealogie des konstruktivistischen Weltverhältnisses, sondern auch eine Explikation der transzendentalen Voraussetzung neuzeitlicher Technisierung. Als wissenschaftlich-technische Naturbeherrschung ist diese nämlich mehr und anderes als die bloße Nutzung und Steigerung natürlicher Potenzen. Naturbeherrschung in diesem Sinne war schließlich schon die antike *techné*, die entweder vollendet, was die Natur aus sich heraus nicht zu Ende bringt, oder aber schlicht das Naturgegebene nachahmt. Technik in diesem antiken und noch bis an die Schwelle zur Neuzeit reichenden Verständnis, so Blumenberg, ergänzt die Natur und „springt für die Natur nur ein“, wo diese in der Perspektive menschlicher Erfordernisse unvollständig geblieben ist, weil sie ihre Möglichkeiten nicht ausgeschöpft hat. Technisches Handeln im Sinne dieses vorneuzeitlichen Technikbegriffs bleibt als „Vollendung des Unvollendeten durch die menschliche Kunstfertigkeit“ selbst dann im Horizont eines nachahmenden Verhältnisses zur kosmologisch determinierten Natur, wenn es seinen Zweck, wie etwa beim Heben von Lasten, mit naturwidrigen Bewegungen erreicht und die Natur damit gleichsam überlistet.<sup>21</sup> Technisierung im neuzeitlichen und vollends dann im modernen Sinne impliziert dagegen etwas sehr anderes, nämlich die prinzipielle Umstellung des technischen Handelns von Nachahmung auf Konstruktion im strikten Sinne, also der generierenden und nicht bloß komplettierenden Herstellung eigenqualitativer Wirklichkeiten. Das ist historisch von enormer Tragweite. Wenn nämlich der technische Möglichkeitshorizont sozusagen aus den natürlichen Wirklichkeitsgrenzen freigesetzt wird, geht es konsequenterweise nicht um die nachahmende Vollendung der Natur, sondern um ihre konstruktivistische Überbietung in artifiziellen Wirklichkeiten *sui generis*, für die die Natur zwar das Material, nicht aber das Vorbild ist. Natur wird vielmehr zum puren Stoff, zur bloßen Ressource eines technischen Handelns, dessen Orientierung in fiktional entworfenen Modellen erschlossen wird.

---

<sup>20</sup> Vgl. Hans Blumenberg, *Religion in Geschichte und Gegenwart*, s.v. Kontingenz, Bd. III, Tübingen 1959, Sp. 1793f. Vgl. Ernst Troeltsch, „Die Bedeutung des Begriffes der Kontingenz“, in: ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. 2, Tübingen 1913, S. 769-778.

<sup>21</sup> Hans Blumenberg, *Paradigmen zu einer Metaphorologie*, Frankfurt/M. 1998, S. 81f. Hans Blumenberg: „Nachahmung der Natur“. Zur Vorgeschichte der Idee des schöpferischen Menschen“, in: ders., *Wirklichkeiten in denen wir leben*, S. 55-103, hier S. 55f.

## 2. Historisch-soziale Manifestationen neuzeitlichen Kontingenzbewußtseins

Der zentrale Befund von Kosellecks Theorie der Neuzeit ist das Auseinandertreten von „Erfahrungsraum“ und „Erwartungshorizont“ bis hin zu ihrer diametralen Entgegensetzung um 1800. Seine historische These besagt, „daß sich in der Neuzeit die Differenz zwischen Erfahrung und Erwartung zunehmend vergrößert, genauer, daß sich die Neuzeit erst als eine neue Zeit begreifen läßt, seitdem sich die Erwartungen immer mehr von allen bis dahin gemachten Erfahrungen entfernt haben“.<sup>22</sup> „Erfahrung“ bestimmt Koselleck als „gegenwärtige Vergangenheit, deren Ereignisse einverleibt worden sind und erinnert werden können. Sowohl rationale Verarbeitung wie un bewußte Verhaltensweisen, die nicht oder nicht mehr im Wissen präsent sein müssen, schließen sich in der Erfahrung zusammen. Ferner ist in der je eigenen Erfahrung, durch Generationen oder Institutionen vermittelt, immer fremde Erfahrung enthalten und aufgehoben“. Entsprechend sei auch die „Erwartung“ transpersonal, auch sie sei „personengebunden und interpersonal zugleich, auch Erwartung vollzieht sich im Heute, ist vergegenwärtigte Zukunft, sie zielt auf das Noch-Nicht, auf das nicht Erfahrene, auf das nur Erschließbare“.<sup>23</sup>

Allerdings war diese Entgrenzung der Erwartung nicht nur eine Entgrenzung aus ihren Bindungen an die bisherige Erfahrung, sondern tendenziell aus ihren Bindungen an die Erfahrung überhaupt. Das ist die eigentliche Pointe, die nicht nur und nicht in erster Linie signalisiert, was Enttraditionalisierung genannt wird und die allgemeine Grundlage sozialen Wandels ist, sondern etwas prinzipiell anderes und gleichzeitig für die Moderne Spezifisches, nämlich die Lösung vom Vergangenheitsbezug überhaupt – also auch vom negativen Bezug auf die Tradition. Nicht Orientierung an einer anderen, gleichzeitig präsenten Wirklichkeit als der eigenen, sondern an fiktional erschlossenen Möglichkeiten bildet nunmehr das orientierende Kriterium des Handelns. Also nicht der interkulturelle Vergleich ist das Kriterium, sondern die Distanz zur eigenen Vergangenheit – was ausgesprochen folgenreich ist, weil es nicht einen finiten Horizont anderer, mit dem Eigenen vergleichbarer Möglichkeiten anvisiert, sondern einen infiniten Horizont des Möglichen als einem unvergleichlich Anderen und historisch Besseren. Und was sich im Prinzip wie die Weiterführung der Hegelschen Theorie der Moderne als Diskontinuität von Herkunft und Zukunft ausnimmt, wird hier als Lösung vom Vergangenheitsbezug expliziert, die eine produktivistische Diskontinuität von Wirklichkeit und Möglichkeit etabliert und ein gesell-

<sup>22</sup> Koselleck, „Erfahrungsraum“ und „Erwartungshorizont“, S. 359.

<sup>23</sup> Koselleck, „Erfahrungsraum“ und „Erwartungshorizont“, S. 354f.

schaftliches Weltverhältnis generiert, dessen operatives Kriterium nicht einfach die Realisierung anderer, sondern die Realisierung neuer Möglichkeiten ist.<sup>24</sup> Es ist ein konstruktivistisches Weltverhältnis im strikten Sinne des Wortes. Zentral für dieses Weltverhältnis ist die Koppelung der antiken Perfektionsvorstellung an ein Konzept des Fortschritts als eigenständiger Herbeiführung eines Besseren. Die alte Idee der Perfektion als eines absoluten Werts wird relativiert, indem sie mit einem temporalen Koeffizienten versehen und als zu Erreichendes oder zumindest als asymptotisch Anzunäherndes konzipiert wird. Das ist denn auch die Bedingung für die Möglichkeit der aufklärerischen Perfektibilitätsidee, der Idee tendenziell unerschöpflicher, unendlicher Vervollkommnungsfähigkeit – nicht zuletzt des Menschen durch dessen Bildung.<sup>25</sup>

Natürlich war es historisch nicht so, daß die Neuzeit zu einem bestimmten Datum und gleichzeitig in allen europäischen Gesellschaften anbrach, wie die gängige Deutung der Situation als Epochenbruch suggerieren könnte. Vielmehr handelt es sich hier um einen Vorgang, der zwar seit der Renaissance zunehmend größere Teile der Bevölkerung erfaßte, aber erst eigentlich im 19. Jahrhundert von breiterer Signifikanz sein sollte. Kosellecks Ausgangsbefund ist, daß bis weit ins 18. Jahrhundert hinein noch bis zu 80% aller Menschen in Europa in die bäuerliche Welt „eingelassen“ waren, die mit dem Kreislauf der Natur lebte und in der der Alltag von dem geprägt blieb, was die Natur bot – oder aber verweigerte. „Ernte oder Mißernte“, so Koselleck, „hingen von Sonne, Wind und Wetter ab, und was an Fertigkeiten zu erlernen war, das wurde von Generation zu Generation weitergereicht. Technische Neuerungen, die es auch gab, setzten sich so langsam durch, daß sie keinen lebensverändernden Einbruch erzielten. Man konnte sich ihnen anpassen, ohne daß der bisherige Erfahrungshaushalt in Unordnung geraten wäre. Selbst Kriege wurden als von Gott gesandte und zugelassene Ereignisse erfahren. – Ähnliches läßt sich von der städtischen Welt der Handwerker sagen, deren Zunftregeln, so einschnürend sie im einzelnen sein mochten, gerade dafür sorgten, daß alles so bleiben solle, wie es ist.“<sup>26</sup>

Dieser Prozeß des Auseinandertretens von Erfahrungsraum und Erwartungshorizont, der Entzweigung von Herkunft und Zukunft, ergriff seit der Renaissance und der Reformation zunehmend weitere Teile der europäischen Gesellschaften in Form einer immer größeren Spannung. Was dabei aufriß, war die ehemals „fast nahtlose Überführung früherer Erfahrungen in kommende

<sup>24</sup> Vgl. Joachim Ritter, *Hegel und die Französische Revolution*, Frankfurt/M. 1965, bes. S. 40f.

<sup>25</sup> Vgl. paradigmatisch Condorcet, *Entwurf einer historischen Darstellung der Fortschritte des menschlichen Geistes*, Frankfurt/M. 1976, S. 31.

<sup>26</sup> Koselleck, „Erfahrungsraum‘ und ‚Erwartungshorizont‘“, S. 360.

Erwartungen“. Denn „die Erwartungen, die in der geschilderten bäuerlich-handwerklichen Welt gehegt wurden und auch nur gehegt werden konnten, speisten sich zur Gänze aus den Erfahrungen der Vorfahren, die auch zu denen der Nachkommen wurden. Und wenn sich etwas geändert hat, dann so langsam und so langfristig, daß der Riß zwischen bisheriger Erfahrung und einer neu zu erschließenden Erwartung nicht die überkommene Lebenswelt aufsprengte“. Selbst wenn dieses Bild „stark vereinfacht“ ist, wie Koselleck einräumt, und die „Feststellung von der fast nahtlosen Überführung früherer Erfahrungen in kommende Erwartungen“ sich „nicht in gleicher Weise auf alle Schichten ausdehnen“ läßt, so bleibt doch der Grundbefund einer „Spannung“ von Erfahrung und Erwartung als Signum des neuzeitlichen Epochenbewußtseins.<sup>27</sup>

Entscheidend für das Aufbrechen der Spannung zwischen Erfahrung und Erwartung ist die weitgehende Depotenzierung der historisch-pragmatischen Seite der Transzendenz, nämlich der christlichen Eschatologie. Solange „die christliche Lehre von den letzten Dingen – grob gesprochen bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts – den Erwartungshorizont unüberholbar begrenzte“, erklärt Koselleck, „blieb die Zukunft in die Vergangenheit zurückgebunden“.<sup>28</sup> In der christlichen Eschatologie hatte Veränderung in der Regel nicht die Form einer „Naherwartung“, wie man mit einer Wendung von Blumenberg sagen kann. Deshalb sei überhaupt ein „Dauerzustand“ erfahrbar gewesen. „Die Naherwartung“, so Blumenberg, negiere überhaupt „jeden Dauerzustand, nicht nur den der Welt, sondern auch ihren eigenen, in dem sie sich selbst widerlegen würde.“<sup>29</sup> Solange freilich die christliche Eschatologie wirkte, war jede qualitative Veränderung auf einen Zeitpunkt jenseits der Lebenszeit der lebenden, meist auch der kommenden Generationen bezogen. „Erwartungen, die über alle bisherigen Erfahrung hinauswiesen“, erklärt Koselleck, „waren nicht auf diese Welt bezogen. Sie richteten sich auf das sogenannte Jenseits, apokalyptisch angereichert auf das Ende dieser Welt überhaupt. Dagegen konnten auch alle Enttäuschungen nichts verschlagen, die hochtauchten, wenn sich wieder einmal herausstellte, daß eine Prophezeiung vom Ende dieser Welt nicht eingetroffen war.“ Das lag nicht zuletzt an der Zeitstruktur der Eschatologie. „Von einer enttäuschten Enderwartung zur nächsten verging Generationen, so daß die Wiederaufnahme einer Endzeitprophetie in den natürlichen Kreislauf der Generationen eingebettet blieb.“ Deshalb blieb auch „die Gegenläufigkeit christlicher Erwartung und irdischer Erfahrung“ weiterhin „aufeinander bezogen, ohne sich zu widerlegen“. Das änderte sich erst, als ein neuer, immanenter Erwar-

<sup>27</sup> Koselleck, „Erfahrungsraum‘ und ‚Erwartungshorizont‘“, S. 360f.

<sup>28</sup> Koselleck, „Erfahrungsraum‘ und ‚Erwartungshorizont‘“, S. 361.

<sup>29</sup> Blumenberg, *Säkularisierung und Selbstbehauptung*, S. 52.

tungshorizont durch jene geschichtliche Konstruktion erschlossen wurde, die „schließlich als Fortschritt auf den Begriff gebracht worden ist“ und die Idee der Perfektibilität finalisierte. „Die Zielbestimmung einer möglichen Vollkommenheit, die früher nur im Jenseits erreichbar war“, so Koselleck, „diente seitdem einer irdischen Daseinsverbesserung, die es erlaubte, die Lehre von den letzten Dingen durch das Wagnis einer offenen Zukunft zu überholen.“<sup>30</sup>

Mit der Fiktionalisierung des Möglichkeitsbewußtseins korrespondierte – dieses gewissermaßen verstärkend – die Mehrschichtigkeit der Erfahrung im diachronen, aber auch im synchronen Sinne. Daß der Erwartungshorizont in der Neuzeit eine „geschichtlich neue, utopisch dauernd überziehbare Qualität“ gewann, ergab sich nämlich auch aus der zunehmend unabweisbaren Erfahrung kultureller Pluralität und Heterogenität im Nachgang zur „Entdeckung des Globus und seiner auf verschiedenen Stufen ihrer Entwicklung lebenden Völker“, die neben der Technisierung und der „Auflösung der Ständewelt durch Industrie und Kapital“, als Präsenz von „Ungleichzeitigem zu gleicher Zeit“ evolutionär temporalisiert wurde und „aus dem einen Zeitverlauf“ eine „Dynamik mehrschichtiger Zeiten zur gleichen Zeit“ werden ließ.<sup>31</sup> Seit der Renaissance, so Koselleck, habe sich damit „auch der Erfahrungsraum“ und mit diesem die Erfahrung selbst „zunehmend verändert. Der Begriff des ‚Fortschritts‘ wurde erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts geprägt, als es auch darum ging, eine Fülle neuer Erfahrungen der vorausgegangenen drei Jahrhunderte zu bündeln“. Der Fortschritt „bündelte also Erfahrungen und Erwartungen, die beide einen temporalen Veränderungskoeffizienten erhielten“. Vor allem aber richtete sich der Fortschritt auf eine „aktive Verwandlung dieser Welt“ durch Realisierung einer fiktional erschlossenen Zukunft und „nicht auf ein Jenseits“. Neu war deshalb neben der Verzeitlichung von Erfahrung und Erwartung, die zur Verzeitlichung der Geschichte führte, „daß sich jetzt die in die Zukunft erstreckenden Erwartungen von dem ablösten, was alle bisherigen Erfahrungen geboten hatten“. Darin bestand das Unerhörte, tatsächlich beispiellos Neue: „Der Erfahrungsraum wurde seitdem nicht mehr durch den Erwartungshorizont umschlossen, die Grenzen des Erfahrungsraumes und der Horizont der Erwartung traten auseinander.“<sup>32</sup>

Vielleicht am wirkungsvollsten hat sich diese Entgrenzung der Erwartung aus ihrer bisherigen Bindung an die Erfahrung in jenem Grundsatz der Aufklärung niedergeschlagen, der besagt, daß nunmehr nicht da Neue vor dem Überlieferten sich behaupten und legitimieren müsse, sondern umgekehrt

<sup>30</sup> Koselleck, „Erfahrungsraum“ und „Erwartungshorizont“, S. 361f.

<sup>31</sup> Koselleck, „Erfahrungsraum“ und „Erwartungshorizont“, S. 363 bzw. 367.

<sup>32</sup> Koselleck, „Erfahrungsraum“ und „Erwartungshorizont“, S. 363f.

das Alte die Beweislast seiner Existenzberechtigung vor dem möglichen Neuen trage. „Es wird geradezu eine Regel“, erklärt Koselleck, „daß alle bisherige Erfahrung kein Einwand gegen die Andersartigkeit der Zukunft sein darf. Die Zukunft wird anders sein als die Vergangenheit, und zwar besser.“<sup>33</sup>

Die Temporalisierung, Pluralisierung und vor allem die Entgrenzung des Möglichkeitsbewußtseins aus seinen Beschränkungen durch die tradierte Wirklichkeit führt zu einem weiteren zentralen Moment in Kosellecks Theorie der Moderne, nämlich zur Beschleunigung der Zeiterfahrung durch ihre „Denaturalisierung“ und ihre politische Aufladung. Das ist zunächst die alltägliche Etablierung einer Beschleunigungserfahrung, deren „harter Kern“ die „technische und industrielle Überformung der menschlichen Gesellschaft“ ist, also die gesellschaftliche Etablierung artifizieller Wirklichkeiten, die „eine Wende zur offenen Zukunft herbeizwingt“. Beschleunigung ist allerdings nicht einfach Zeitverkürzung im theologischen Sinne, nicht Verkürzung der eschatologischen Frist, vielmehr wird „die außergeschichtlich vorgegebene Zeitverkürzung der Eschatologie „im Laufe der frühen Neuzeit zu einem innergeschichtlichen Beschleunigungsaxiom. Dabei wechselt das Subjekt von Gott zum Menschen, der eben diese Beschleunigung durch eine Verwandlung von Natur und Gesellschaft herbeizwingen soll“ – wobei das Kontrafaktische und Gewalttätige des Vorgangs sich dann tatsächlich in den modernen Revolutionen realisiert.<sup>34</sup> In diesem Sinne hat George Steiner mit Blick auf die Französische Revolution und ihrer unmittelbaren Folgezeit vom allgemeinen Gefühl „einer ungeheuern Beschleunigung sowohl der Zeit als auch des gesamten Bewußtseinsstromes“ bei den Zeitgenossen gesprochen, mit dem ein „’Verdichtungsprozeß‘ menschlichen Erfahrungsvermögens“ einhergegangen sei, eine Intensivierung der Zeiterfahrung, die zu einer „überwältigenden Immanenz“ und zu einem „schwindelerregenden Gefühl totaler Verwirklichungsmöglichkeit“ geführt habe. Alle Erwartungen, so Steiner, hatten sich während der Revolution und der auf sie folgenden Napoleonischen Kriege vollkommen von den bisherigen Erfahrungen gelöst, man habe geradezu die „plötzliche Nähe einer messianischen Zukunft“ gespürt, und die neue Welt habe morgen schon hier anbrechen können.<sup>35</sup> Aber auch diesseits der „Ereigniskatarakte“ der Französischen Revolution und ihres erklärten Bruchs mit der gesamten Vergangenheit gilt: Modern, so Koselleck, „ist jene Veränderung, die eine neue Zeiter-

<sup>33</sup> Koselleck, „’Erfahrungsraum‘ und ‚Erwartungshorizont‘“, S. 364.

<sup>34</sup> Reinhart Koselleck, „Zeitverkürzung und Beschleunigung. Eine Studie zur Säkularisation“, in: ders., *Zeitschichten. Studien zur Historik*, Frankfurt/M. 2000, S. 177-202, hier S. 195 bzw. 199.

<sup>35</sup> George Steiner, *In Blaubarts Burg. Anmerkungen zur Neudefinition von Kultur*, Frankfurt/M. 1972, S. 20 bzw. 22f.

fahrung hervorruft: daß sich nämlich alles schneller ändert, als man bisher erwarten konnte oder früher erfahren hatte. Es kommt durch die kürzeren Zeitspannen eine Unbekanntheitskomponente in den Alltag der Betroffenen, die aus keiner bisherigen Erfahrung ableitbar ist: das zeichnet die Erfahrung der Beschleunigung aus.“ Ihr Kennzeichen ist die „Denaturalisierung der Zeiterfahrung durch die technischen Beschleunigungsfaktoren“<sup>36</sup> Die Beschleunigung der Zeiterfahrung manifestiert sich als zunehmender „Druck“ der Zukunft auf die Gegenwart, der seinerseits die Erfahrung des permanenten Wandels und ein Bewußtsein eines dauerhaften Übergangs generiert, das dann im Zuge der Fortschrittidee als fortschreitende Entwicklung konzeptualisiert wird. Und Modernität etabliert sich als ein spezifischer „Zivilisationstyp“, der „der Traditionsorientierung diametral entgegengesetzt ist“, also als ein Zivilisationstyp, der den Übergangszustand zum Dauerzustand macht, weil er jeden neuen Zustand als historisch generierten Zustand strukturell temporalisiert – und damit kontingent setzt.<sup>37</sup> Schließlich ist jeder erreichte Zustand, jede errichtete Ordnung und jede konstruierte Wirklichkeit durch eine andere, vielleicht bessere, überholbar und überbietbar oder muß sich zumindest vor der wirklichen Möglichkeit ihrer Überbietung legitimieren. Das hat freilich auch eine Reihe von durchaus problematischen Konsequenzen.

Die Depotenzierung, wenn nicht Suspendierung von „generationsjenseitigen Zukunftshoffnungen“, wie man mit Blumenberg sagen könnte, läßt die „Naherwartung“ tendenziell zum einzigen und zugleich offenen Zukunftshorizont werden.<sup>38</sup> Dessen Offenheit nach vorne hin stellt aber metaphysisch zugleich eine Orientierungslosigkeit und Haltlosigkeit dar, weil kein unüberholbares Ziel mehr angegeben werden kann. Anders gesagt: Das Problem, das der Fortschritt aufwirft, besteht darin, daß innerhalb seiner prozessualen Logik kein Ziel angegeben werden kann, das seinerseits nicht kontingent wäre, weil jede Finalisierung der zukünftigen Entwicklung stets mit anderen konkurriert und überholt werden kann. Das ist die systematische Stelle, an der die Geschichtsphilosophie ihren Einsatz hat. Sie ist im Lichte dieser Problematik das Medium der immanenten Verabsolutierung prinzipiell kontingenter Finalisierungen der Geschichte. Die Kehrseite des historischen Fortschrittsbewußtseins und der diesem zugrundeliegenden Übergangserfahrung, die für das Modernitätsbewußtsein des 19. und noch des frühen 20. Jahrhunderts kennzeichnend bleiben sollte, ist deshalb tat-

<sup>36</sup> Koselleck, „Erfahrungsraum‘ und ‚Erwartungshorizont‘“, S. 367. Reinhart Koselleck, „Gibt es eine Beschleunigung in der Geschichte?“, in: ders. *Zeitschichten*, S. 150-176, hier, S. 159 bzw. 153.

<sup>37</sup> Vgl. Hans-Ulrich Gumbrecht, „Modern, Modernität, Moderne“, in: *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 4, Stuttgart 1978, S. 93-131, mit Bezug auf Koselleck S. 126f.

<sup>38</sup> Blumenberg, *Säkularisierung und Selbstbehauptung*, S. 52.

sächlich die Offenheit der Zukunft in ihrer ganzen Ambivalenz: Als wünschbare Offenheit ist sie die Möglichkeitsbedingung von Innovation, als problematische Offenheit ist sie die Quelle fundamentaler Verunsicherung. Genau diese Doppelwertigkeit offener Zukunft ist es auch, was der ambivalente Begriff der Krise bezeichnet. Denn eine Krisensituation ist jene offene Situation der unvollständigen Determiniertheit, die es schlechterdings unmöglich macht, zukünftige Möglichkeiten zureichend aus gegenwärtigen Wirklichkeiten abzuleiten. Man kann diesen Sachverhalt natürlich dramatisieren, und dann bezeichnet der Begriff der Krise tatsächlich eine „Zeit der herumirrenden Tatsachen“, wie Arnold Gehlen mit Blick auf die ästhetischen Manierismen formuliert hat.<sup>39</sup> Diesseits kulturkritischer Dramatisierungen samt ihrer alltagssprachlichen Diffundierungen, die den Begriff geradezu automatisch zu einem Problembegriff machen, bezeichnet „Krise“ allerdings spätestens seit der Mitte des 18. Jahrhunderts insbesondere in der politisch-sozialen Semantik einen offenen Übergangszustand.<sup>40</sup> „Der Ausdruck ‚Krise‘“, erklärt Koselleck, „ist durch seinen diagnostischen und prognostischen Gehalt Indikator eines neuen Bewußtseins“.<sup>41</sup> Es ist das Bewußtsein jenes Übergangszustands, der modern zum Dauerzustand wird, weil die individuellen und kollektiven Erwartungen immer weiter aus ihren Bindungen an die bisherigen Erfahrungen freigesetzt werden. Es ist ein dauerhafter Übergangszustand, den man zwar emanzipatorisch wie kompensatorisch als Fortschritt finalisieren kann, der aber von seiner konstitutiven Struktur her betrachtet nichts anderes ist als der Übergang von einer funktionellen Ordnung zu irgend einer anderen, wie Paul Valéry den Sachverhalt nüchtern bestimmt hat. Allerdings ist es ein Übergangszustand, von dem weder gesagt werden kann wohin er führt, noch wie lange er dauern wird, und der aus diesem Grund dahin tendiert, sich strukturell zu verfestigen, wenn er nicht beendet wird – und sei dies mit Gewalt.<sup>42</sup>

### 3. Kontingenz in der Klassischen Moderne

Spätestens in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts wurde Modernität von den Zeitgenossen geradezu automatisch als eine absolut offene und deshalb

<sup>39</sup> Arnold Gehlen, *Zeit-Bilder. Zur Soziologie und Ästhetik der modernen Malerei*, Frankfurt/M., Bonn<sup>2</sup> 1965, S. 177.

<sup>40</sup> Zur Geschichte des Krisenbegriffs bis zum Ende des 19. Jahrhunderts vgl. Reinhart Koselleck, „Krise“, in: *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 3, Stuttgart 1982, S. 617-650.

<sup>41</sup> Reinhart Koselleck, *Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt*. Frankfurt/M. 1979, S. 134.

<sup>42</sup> Vgl. Paul Valéry, „Propos sur l'Intelligence“, in: ders., *Œuvres*, Bd. 1, Paris 1957, S. 1040-1057, hier S. 1041.

hochgradig krisenhafte historische Situation erfahren, mit allem was eine solche Erfahrung an Verunsichertem, Gereiztem und Radikalem begleitet.<sup>43</sup> Das prägte gerade in Deutschland auf lange Zeit die klassisch-modernen Gegenwartsanalysen und Zeitdeutungen. Aber dennoch war dieses Krisenbewußtsein gewissermaßen nur die Außenseite der historisch-metaphysischen Situation der Klassischen Moderne.<sup>44</sup> Denn Erfahrung ist nicht vor aller Deutung, sondern überhaupt nur mithilfe von Deutungskriterien möglich, die die ‚facta bruta‘ der erlebten Ereignisse allererst in Erfahrung überführen, indem sie ihnen kohärenzfähige Bedeutungen zuweisen – Deutungskriterien überdies, die ihrerseits Indikatoren haben, nämlich die Wirklichkeitserwartungen, die in einer historischen Situation nicht nur als Erwartungen einer bestimmten Qualität, sondern allererst einer bestimmten Struktur von Wirklichkeit gehegt werden. Wenn aber krisenhafte Kontingenzerfahrung geradezu die Tiefenstruktur der klassisch-modernen Kontingenzsemantik bildet und eine ausgesprochen ambivalente strategische Situation generiert, in der es um die Konstruktion einer neuen homogenen Wirklichkeit von definitiver Qualität und eine neue Totalität der Erfahrung geht; wenn es also darum geht, die neuzeitliche Kontingenz konstruktivistisch zu ihrer selbstmächtigen Aufhebung zu nutzen, dann ist Kontingenz in erster Linie und hauptsächlich ein Problem. Schlaglichtartig zeigt sich dies in der Synopse einiger Motive bei Walter Benjamin, der diese Semantik wenn schon nicht dem Begriff nach, aber doch vom Sachverhalt her ausgefaltet, moduliert und gleichzeitig in entscheidenden Aspekten auch transzendiert hat – und dessen Konzept der Moderne vielleicht aus diesem Grund ein hervorragendes Studienobjekt für die historische Analyse der modernen Kontingenzsemantik bildet.<sup>45</sup>

„Mehr als hundert Jahre, bevor sie manifest wurde“, bemerkt Benjamin in den Notizen zu seinem „Passagen-Werk“, „bekundet sich die ungeheure Intensivierung des Lebenstempos im Tempo der Produktion. Und zwar in

---

<sup>43</sup> Zur Geschichte des Krisenbegriffs im 20. Jahrhundert und insbesondere in der Weimarer Republik vgl. Rüdiger Graf, Moritz Föllmer, Per Leo, „Die Kultur der Krise in der Weimarer Republik“, in: Rüdiger Graf, Moritz Föllmer (Hg.), *Die „Krise“ der Weimarer Republik, Zur Kritik eines Deutungsmusters*, Frankfurt/M., New York 2005, S. 9-41, bes. S. 23f.

<sup>44</sup> Der ursprünglich kunsthistorische Begriff der „Klassischen Moderne“ wird sozial- und kulturgeschichtlich als „Kennzeichnung der gesamten soziokulturellen Epochenlage“ in Mitteleuropa etwa von 1880-1930 verwendet. So Detlev J.K. Peukert, *Die Weimarer Republik 1918-1933. Krisenjahre der Klassischen Moderne*. Frankfurt/M. 1987, S. 11 bzw. 166. In der Sache geht es um die Zeitspanne, in der die paradigmatischen kulturellen, sozialen und politischen Formen von Modernität entstanden und erprobt worden sind – wobei die Datierung, anders als üblich, mindestens auf die Zwischenkriegszeit, wenn nicht weit über das Ende des Zweiten Weltkriegs hinaus bis zum politischen und kulturellen Ende des Sozialismus, also bis 1990, erweitert werden müßte, wenn man auch die totalitären Formen von Modernität als klassisch-moderne begreift.

<sup>45</sup> Vgl. ausführlich Michael Makropoulos, *Modernität als ontologischer Ausnahmezustand? Walter Benjamins Theorie der Moderne*, München 1989.

Gestalt der Maschine.“ Damit hänge unmittelbar ein zweites Moment zusammen. „Auch die Simultaneität, diese Grundlage des neuen Lebensstiles kommt aus der maschinellen Produktion.“ Und mit Bezug auf Marx‘ Theorem vom Fetischcharakter der Ware, in dem sich die Zweideutigkeit der ökonomischen Welt des Kapitalismus zeige, verweist er auf „die Doppelrandigkeit der Erscheinungen“ nicht nur der Warenwelt, „mit der wir es im 19. Jahrhundert zu tun haben“, nämlich die „Bedeutung des Rauschs für die Wahrnehmung“ und „der Fiktion für das Denken, wie sie vor dem unbekannt waren“.<sup>46</sup> Beschleunigung, Simultanpräsenz von Heterogenem, Fiktionalisierung und – als weiteres Moment moderner Erfahrung – Rauschhaftigkeit der Wahrnehmung bildeten, so Benjamin, den Erfahrungskern von Modernität im 19. Jahrhundert. Und genau dieser Erfahrungskern habe im frühen 20. Jahrhundert eine folgenreiche Radikalisierung und überschießende Beschleunigung erhalten, indem durch das Erlebnis des Weltkriegs ein kompletter Erfahrungsverfall eingetreten sei. Denn der Verlauf des Krieges hatte zur Gewißheit geführt, daß auch das ganz und gar Unvorstellbare Wirklichkeit und seither einfach nichts mehr ausgeschlossen werden konnte – spätestens seit die Kämpfe den strategischen Kalkülen entglitten waren. Das bedeutete die Entwertung nicht nur aller bisherigen Erfahrungen, sondern von Erfahrung überhaupt, wie Benjamin rückblickend auf die frühen 20er Jahre geschrieben hat: „Die Erfahrung ist im Kurse gefallen. Und es sieht aus, als fiele sie weiter ins Bodenlose. Jeder Blick in die Zeitung erweist, daß sie einen neuen Tiefstand erreicht hat, daß nicht nur das Bild der äußern, sondern auch das Bild der sittlichen Welt über Nacht Veränderungen erlitten hat, die man niemals für möglich hielt. Mit dem Weltkrieg begann ein Vorgang offenkundig zu werden, der seither nicht zu Stillstand gekommen ist“ – eben der Verfall der Erfahrung. Denn nie seien „Erfahrungen gründlicher Lügen gestraft worden als die strategischen durch den Stellungskrieg, die wirtschaftlichen durch die Inflation, die körperlichen durch die Materialschlacht, die sittlichen durch die Machthaber. Eine Generation, die noch mit der Pferdebahn zur Schule gefahren war, stand unter freiem Himmel in einer Landschaft, in der nichts unverändert geblieben war als die Wolken, und in der Mitte, in einem Kraftfeld zerstörender Ströme und Explosionen, der winzige, gebrechliche Menschenkörper“.<sup>47</sup>

Auch das ist eine Beschreibung des Auseinandertretens von Erfahrungsraum und Erwartungshorizont, aber nicht im Sinne fortschreitender Emanzipation der Zukunft aus ihren tradierten Bindungen an die Vergangenheit, sondern

<sup>46</sup> Walter Benjamin, *Das Passagen-Werk. Gesammelte Schriften*, Bd. V. Frankfurt/M. 1982, S. 497f.

<sup>47</sup> Walter Benjamin, „Der Erzähler. Betrachtungen zum Werk Nikolai Lesskows“, in: ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. II.2, Frankfurt/M. 1977, S. 438-465, hier S. 439.

als totale Vernichtung des Kontinuums zwischen Vergangenheit und Zukunft. Mit einer zwar fiktiven, aber in der Sache treffenden Verbindung aus einem Begriff Benjamins mit einem von Carl Schmitt gesagt, war dies die „chockförmige“ „Suspendierung“ der Erfahrung als dem traditionellen Leitkriterium des Denkens und Handelns.<sup>48</sup> Oder mit dem geschichtsphilosophisch aufgeladenen und in dieser metaphysischen Aufladung dann zum kulturkritischen Modewort der 20er Jahre avancierten staatsrechtlichen ‚terminus technicus‘ für den Militäreinsatz im Inneren gesagt: Es war der ‚Ausnahmestand‘.<sup>49</sup> Benjamin selbst hat diese Situation noch dramatischer als „eine Art von neuem Barbarentum“ beschrieben – allerdings „um einen neuen, positiven Begriff des Barbarentums einzuführen“.<sup>50</sup> Denn die vollständige Erfahrungsarmut war zwar eine historische ‚tabula rasa‘ – aber sie war eine ‚tabula rasa‘, die zugleich ein „Zeichentisch“ war, eine historische Situation, die, gerade weil sie hochgradig krisenhaft war, als Experimentierfeld neuer, voraussetzungsloser Konstruktionen genutzt werden konnte und genutzt werden sollte.<sup>51</sup>

Die historische Situation wurde als Situation der bodenlosen Kontingenz gedeutet und zur strategischen ‚tabula rasa‘ radikalisiert. Es war die eigentlich avantgardistische Disposition, nämlich einerseits das Prinzip der vollendeten Traditionslosigkeit und andererseits der gleichzeitige Versuch, den Krisenzustand, der Modernität strukturell auszeichnete, zu beenden. Das erklärt die Konjunktur definitiver Ordnungsentwürfe und ganzheitlicher Wirklichkeitskonzepte, die sich durch die Klassische Moderne ziehen und es erklärt nicht zuletzt den totalitären Zug einer ganzen Reihe prominenter Konzepte der Moderne, die in dieser Zeit nicht nur entworfen, sondern auch erprobt wurden. Das spezifisch modernistische dabei war tatsächlich die Nutzung dieses Vermögens zur Konstruktion, um eine neue definitive Ordnung der Wirklichkeit zu konstruieren, in der alle Kontingenz aufgehoben oder wenigstens doch vollständig unter funktionalistischer Kontrolle wäre. Das war die funktionelle Struktur der verschiedenen Herbeiführungen einer „neuen Wirklichkeit“, deren Modell freilich ein „altes Absolutes“ war.<sup>52</sup>

---

<sup>48</sup> Carl Schmitt, *Politische Theologie. Vier Kapitel zur Lehre von der Souveränität*, Berlin 1985, S. 19f. Walter Benjamin, „Über einige Motive bei Baudelaire“, in: ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. I.2, Frankfurt/M. 1974, S. 605-653, bes. S. 612f.

<sup>49</sup> Zum Begriff des „Ausnahmestandes“ vgl. Hans Boldt, „Ausnahmestand“, in: *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 1, Stuttgart 1972, S. 343-376, zur metaphysisch aufgeladenen Verwendung des Begriffes in den 1920er Jahren S. 375.

<sup>50</sup> Benjamin, „Erfahrung und Armut“, S. 215.

<sup>51</sup> Vgl. mit einschlägigen Beispielen Michael Makropoulos, „Krise und Kontingenz. Zwei Kategorien im Modernitätsdiskurs der Klassischen Moderne“, in: Föllmer, Graf (Hg.), *Die „Krise“ der Weimarer Republik*, S. 45-76, bes. S. 59f.

<sup>52</sup> Vgl. aus sehr verschiedenen Richtungen und mit entsprechend verschiedenen politischen Optionen Gottfried Benn, „Bekanntnis zum Expressionismus“, in: ders., *Gesammelte*

Und es war nicht nur der ästhetische und kulturkritische, sondern auch der sozialtechnische und damit der politisch-soziale Erwartungshorizont.<sup>53</sup> Selbstmächtige Aufhebung oder wenigstens doch Stillstellung der Kontingenz war der eigentliche strategische Horizont der Klassischen Moderne. Zentral für diese Option der Bewältigung von Kontingenz durch ihre strategische Nutzung, die dann im Verlauf des 20. Jahrhunderts bis zum Äußerten realisiert worden ist, war die fraglose Erwartung von Ganzheit, von Totalität, also die Erwartung einer geordneten, kohärenten und gerade darin unbezweifelbaren Wirklichkeit. Es war die Erwartung einer bewußt kontrafaktischen Totalität der Wirklichkeit, für die Lukács in seiner epochemachenden Romantheorie wohl die treffendste Formel gefunden hat. „Der Roman ist die Epopöe eines Zeitalters, für das die extensive Totalität des Lebens nicht mehr sinnfällig gegeben ist, für das die Lebensimmanenz des Sinnes zum Problem geworden ist, und das dennoch die Gesinnung zur Totalität hat“.<sup>54</sup>

Es ist für die gegenwartskritischen Tendenzen im Modernitätsdiskurs der Klassischen Moderne charakteristisch, daß Kontingenz in ihnen von vorneherein zu absoluter, geradezu ontologischer Kontingenz radikalisiert wurde, so daß nicht nur das, was man machte, anders möglich war, sondern auch die Welt, in der man es machte. „Kontingente Welt und problematisches Individuum“, hatte Lukács in einer für das klassisch-moderne Welt- und Selbstverständnis charakteristischen Weise erklärt, „sind einander wechselseitig bedingende Wirklichkeiten“.<sup>55</sup> Allerdings hat er den Sachverhalt, weit über die Situation zu Beginn des 20. Jahrhunderts ausgreifend, auf die gesamte Neuzeit bezogen, womit die Situation, die als höchst krisenhafte Offenheit erfahren wurde, nicht nur die aktuelle Lage nach dem Ersten Weltkrieg war, sondern mindestens die gesamte Epoche der Moderne. Und die 20er Jahre waren dann in dieser Perspektive nicht die Krise der Moderne, sondern Modernität war die Vollendung der Krise der Geschichte, die mit der Neuzeit ausgebrochen war. Es war eine Krise, die daraus entstand, daß der Neuzeit die „spontane Seinstotalität“ früherer Epochen fehlte, wie Lukács diese Wirklichkeitsqualität nannte – eben die fraglose Evidenz eines, mit einer Formulierung von Max Weber gesagt, „ethisch *sinnvoll* orientierten Kosmos“ vor aller Reflexion, mit der jener unproblematische Selbst-

---

*Schriften*, Bd. 3, Frankfurt/M. 1989, S. 261-274, hier S. 266 und Siegfried Kracauer, *Soziologie als Wissenschaft. Schriften*, Bd. 1, Frankfurt/M. 1974, S. 7.

<sup>53</sup> Vgl. Charles Maier, „Zwischen Taylorismus und Technokratie. Gesellschaftspolitik im Zeichen industrieller Rationalität in den zwanziger Jahren in Europa“, in: Michael Stürmer (Hg.), *Die Weimarer Republik*, Königstein 1980, S. 188-213, hier S. 193. Vgl. entsprechend Peukert, *Die Weimarer Republik*, S. 87-190.

<sup>54</sup> Georg Lukács, *Die Theorie des Romans. Ein geschichtsphilosophischer Versuch über die Formen der großen Epik*, Darmstadt, Neuwied 1971, S. 47.

<sup>55</sup> Lukács, *Theorie des Romans*, S. 67.

bezug der Individuen korrespondierte, den nicht nur Lukács für alle Vorneuzeit voraussetzte.<sup>56</sup> „Wenn das Individuum unproblematisch ist“, hatte er seine grundlegende Bestimmung erläutert, „so sind ihm seine Ziele in unmittelbarer Evidenz gegeben, und die Welt, deren Aufbau dieselben realisierten Ziele geleistet haben, kann ihm für ihre Verwirklichung nur Schwierigkeiten und Hindernisse bereiten, aber niemals eine innerlich ernsthafte Gefahr. Die Gefahr entsteht erst, wenn die Außenwelt nicht mehr in bezug auf diese Ideen angelegt ist, wenn diese im Menschen zu subjektiven seelischen Tatsachen, zu Idealen werden. Durch das als Unerreichbar- und – im empirischen Sinn – als Unwirklich-Setzen der Ideen, durch ihre Verwandlung in Ideale, ist die unmittelbare, problemlose Organik der Individualität zerrissen.“<sup>57</sup> In einem ethisch sinnvoll geordneten Kosmos wie dem antiken griechischen dagegen, seien „in dem letzten Strukturverhältnis, das alle Erlebnisse und Gestaltungen bedingt, keine qualitativen, mithin unaufhebbaren und bloß durch den Sprung überwindbaren Unterschiede der transzendenten Orte untereinander und zu dem a priori zugeordneten Subjekte gegeben“. Vielmehr werde „der Aufstieg zum Höchsten und der Abstieg zum Sinnlosesten auf Wegen der Adäquation, also schlimmstenfalls durch einen graduell abgemessenen, übergangreichen Stufengang vollzogen“. „Das Verhalten des Geistes in dieser Heimat“, fuhr Lukács fort, „ist deshalb das passiv-visionäre Hinnehmen eines fertig daseienden Sinnes“, eines Sinnes, der konkret erfahren werde. „Die Welt des Sinnes ist greifbar und übersichtlich, es kommt nur darauf an, in ihr den Einem zubestimmten Ort zu finden. Das Irren kann hier nur ein Zuviel oder ein Zuwenig sein, nur ein Mangel an Maß oder Einsicht. Denn Wissen ist nur ein Aufheben trübender Schleier, Schaffen ein Abzeichen sichtbar-ewiger Wesenheiten, Tugend eine vollendete Kenntnis der Wege; und das Sinnesfremde stammt nur aus der allzu großen Ferne vom Sinn. Es ist eine homogene Welt, und auch die Trennung von Mensch und Welt, von Ich und Du vermag ihre Einstoffigkeit nicht zu stören.“<sup>58</sup>

Auch wenn Lukács hier scheinbar historisch argumentiert – es ging hier nicht um die jeweilige historische Epoche, sondern um eine bestimmte Struktur der Wirklichkeit. Es ging um ihre Homogenität. Aber die Sehnsucht nach Totalität ist gewissermaßen nur das Motiv für den spezifischen Konstruktivismus der Klassischen Moderne gewesen. Denn die radikale Disponibilität kontingenter Wirklichkeiten eröffnet andererseits überhaupt

---

<sup>56</sup> Lukács, *Theorie des Romans*, S. 30. Max Weber, „Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen“, in: ders., *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*, Bd. I, Tübingen 1920, S. 237-573, hier S. 564.

<sup>57</sup> Lukács, *Theorie des Romans*, S. 67f.

<sup>58</sup> Lukács, *Theorie des Romans*, S. 24.

erst die Möglichkeit gestalterischer Freiheit – eine Freiheit, ohne die die Verfügbarkeitsphantasien, die das intellektuelle Szenario der Klassischen Moderne beherrschten, ebensowenig verständlich werden, wie das Totalisierende der radikalen politischen, sozialen, philosophischen und vor allem ästhetischen Optionen, die in den 20er Jahren miteinander konkurrierten. Wenn sich Wirklichkeit nämlich in verschiedene kontextuelle Wirklichkeiten vervielfältigt und damit der Möglichkeitshorizont ins Unabsehbare geöffnet wird weil ständig alles möglich zu sein scheint, dann verleiht die Diagnose der ‚tabula rasa‘ unter der Voraussetzung der selbstverständlichen Wünschbarkeit der einen homogenen Wirklichkeit nicht nur im Ästhetischen, sondern auch im Politischen dezisionistischen Handlungskonzepten mit totalem Gestaltungsanspruch eine unwiderstehliche Plausibilität. Daher das hitzige Pathos der Entscheidung, welches das klassisch-moderne Szenario durchzieht. Gerade weil nichts mehr festgelegt war, konnte schließlich Neues erprobt werden und ist ja auch erprobt worden. Aber bemerkenswert und kennzeichnend gerade für die Avantgarden dieser Epoche ist, daß ihre Akteure keineswegs darauf abonniert waren, stets das Offene zu suchen. Die Offenheit der Situation wurde vielmehr als Übergangszustand betrachtet, der beendet werden mußte und auch selbstmächtig beendet werden könnte, notfalls – und es war in der Wahrnehmung der Zeitgenossen äußerster Notfall, eben „Ausnahmezustand“ – mit Gewalt. Und was später als Ambivalenz zwischen einem Streben ins Offene und dem gleichzeitigen Willen zu Totalisierungen betrachtet werden sollte, ist doch so ambivalent nicht gewesen. Denn der „Ausnahmezustand“ durchgreifender, das gesamte Selbst- und Weltverhältnis der Individuen erfassender und bestimmender Kontingenz – darin war man sich quer durch die politischen Lager hindurch einig – mußte beseitigt werden. Deshalb war die konstruktivistische Freiheit jetzt von vorneherein auf den Versuch finalisiert, die Kontingenz zu ihrer vollständigen Aufhebung zu nutzen. Nicht zuletzt hieraus werden die verschiedenen avantgardistischen Versuche einsichtig, zu elementaren Dimensionen der Phänomene vorzudringen – besonders in der Malerei und der Architektur, die in den 20er Jahren die Reduktion der Gestaltungselemente bis zu den geometrischen Grundformen vorantrieben. Aber wirklich brisant wurden die Versuche selbstmächtiger Totalitätsstiftung in der politischen Theorie, wo Schmitt, der den ästhetischen Versuchen, eine neue Wirklichkeit zu schaffen, auf den ersten Blick so fern zu sein scheint, das „Gesetz der Avantgarde“, wie man mit einer späteren Formel Helmuth Plessners sagen kann, eben die Dialektik von Destruktion und Konstruktion, auf nicht nur theoretisch höchst folgenreiche Weise konzeptualisiert hat.<sup>59</sup>

---

<sup>59</sup> Helmuth Plessner, „Über die gesellschaftlichen Bedingungen der modernen Malerei“, in:

Schmitt hat das Problem juristisch als Ordnungsproblem gefaßt und aus der krisenhaften Offenheit der Situation die Möglichkeit und die Notwendigkeit souveräner ordnungsstiftender Entscheidung abgeleitet – freilich nicht nur mit Blick auf rechtstheoretische Fragen. Denn seine Metaphysik der Dezi-sion hatte einen durchaus handlungstheoretisch-systematischen Anspruch. Und später dann barbarische politische Konsequenzen. „Die Ausnahme ist das nicht Subsumierbare; sie entzieht sich der generellen Fassung“, hatte er erklärt. Denn im Ausnahmefall werde die Norm „vernichtet“. Jede Norm setze aber eine „normale Situation“ voraus, sie „braucht ein homogenes Medium“, denn „es gibt keine Norm, die auf ein Chaos anwendbar wäre“.<sup>60</sup> Folglich müsse das Chaos durch den definitiven rechts- und ordnungsstiftenden Entscheidungsakt einer souveränen, also über der Rechtsordnung stehenden Instanz und ihre „politische Tat“ beseitigt werden. Ziel dieser „politischen Tat“ war die Schaffung von „Form im substanziellen Sinne“.<sup>61</sup> Allerdings hat nicht nur Schmitt das Formproblem aufgeworfen. „Die Form ist die höchste Richterin des Lebens“, hatte Lukács mit bemerkenswerter jurisdiktorischer Diktion schon 1911 in einem ästhetischen Essay erklärt.<sup>62</sup> Aber Schmitt hat dem Problem seine dezisionistische Zuspitzung gegeben, indem er die Möglichkeit der juristischen Form an das Subjekt der Entscheidung band und dessen Souveränität über das Kriterium der Handlungskompetenz im und über den Ausnahmezustand bestimmte.<sup>63</sup> „Souverän ist, wer über den Ausnahmezustand entscheidet“, lautet Schmitts berühmte Definition der Souveränität.<sup>64</sup> Sie ist jedoch nicht so eindeutig, wie sie prima vista zu sein scheint, und das mit Absicht. Souverän ist nämlich nach dieser Definition derjenige, der sowohl darüber entscheidet, „ob der extreme Notfall vorliegt, als auch darüber, was geschehen soll, um ihn zu beseitigen“. Er ist derjenige, der die „prinzipiell unbegrenzte Befugnis“ zur „Suspendierung der gesamten bestehenden Ordnung hat“.<sup>65</sup> Er ist aber auch derjenige, der Ordnung stiftet. Denn der Souverän „schafft und garantiert die Situation als Ganzes in ihrer Totalität. Er hat das Monopol dieser letzten Entscheidung“. Die Ordnung, so Schmitts geradezu konstruktivistische Prämisse, „muß hergestellt sein, damit die Rechtsordnung einen Sinn hat. Es muß eine normale Situation geschaffen werden, und souverän ist derjenige, der definitiv darüber

---

ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. X, Frankfurt/M. 1985, S. 265-284, hier S. 270.

<sup>60</sup> Schmitt, *Politische Theologie*, S. 19f.

<sup>61</sup> Schmitt, *Politische Theologie*, S. 36.

<sup>62</sup> Georg Lukács, „Metaphysik der Tragödie: Paul Ernst“, in: Ders., *Die Seele und die Formen, Essays*, Neuwied, Berlin 1971, S. 218-250, hier S. 248.

<sup>63</sup> Vgl. Schmitt, *Politische Theologie*, S. 46.

<sup>64</sup> Schmitt, *Politische Theologie*, S. 11.

<sup>65</sup> Schmitt, *Politische Theologie*, S. 12f. bzw. 18.

entscheidet, ob dieser normale Zustand wirklich herrscht.“<sup>66</sup> Voraussetzung dieser Ordnungsstiftung war allerdings die vollständige Destruktion aller Reste der bisherigen Ordnung, eben die Schaffung jener tabula rasa, die dann wahrhaft Konstruktionsfeld sein konnte. Und das führt auf die andere Seite dieser ambivalenten Souveränitätsbestimmung zurück, eben die unbegrenzte Befugnis, die gesamte bestehende Ordnung durch die Deklaration des Ausnahmezustandes zu suspendieren. Die Destruktion der tradierten ästhetischen, politischen und am Ende auch metaphysischen Ordnung stand deshalb notwendigerweise im Zentrum ihrer selbstmächtigen Konstruktion.

#### *4. Historische Semantik und ‚postmoderne‘ Kritik der Klassischen Moderne*

Die Klassische Moderne war die Epoche einer signifikanten Radikalisierung des Kontingenzproblems. Aber sie war dies nicht in dem einfachen Sinne seiner antimodernen Bewältigungsversuche – die es auch gab und die theoriegeschichtlich eigentümlich folgenlos waren –, sondern im Sinne seiner modernistischen Funktionalisierung im Horizont konstruktivistischer Überbietung. Insofern ist die Klassische Moderne paradigmatisch für die Geschichte der Gegenwart: Sie war das Experimentierfeld einer bestimmten Ausprägung neuzeitlicher Kontingenzkultur, nämlich jener Ausprägung neuzeitlicher Kontingenzkultur, für die die selbstmächtige Aufhebung der Kontingenz in einer neuen, wenn schon nicht substantiellen, so doch immerhin funktionellen Totalität der Wirklichkeit ganz außer Frage stand. Dagegen hat die ‚Postmoderne‘ opponiert. Die Proklamation der ‚Postmoderne‘ war die Verwerfung der klassisch-modernen Totalitätskonzepte. Und wenn das Problem der Klassischen Moderne die Frage nach der Form der Moderne war, so war die ‚Postmoderne‘ die Problematisierung der Antwort auf diese Frage. Sie war allerdings nicht sosehr eine Abwehr von Formwartungen überhaupt, sondern die Abwehr der geschlossenen Form modernistischer Totalitätskonzepte und Entwicklungslogiken als Strategien definitiver ‚Kontingenzbewältigung‘. Ihre politische Dimension bestand in der Kritik des technokratischen Funktionalismus, deren entscheidender Angelpunkt seine Option der Reduzierung oder wenigstens doch der Regulierung von Kontingenz durch ihre strategische Überbietung in definitiven Konstruktionen politisch-sozialer Realität war. Die ‚Postmoderne‘ bedeutete aus diesem Grund eine Dominanzverlagerung in der Kontingenzbewertung – nicht zuletzt als retroaktive Ausfaltung der klassisch-modernen Gegenpositionen zur Totalitätserwartung, die es zumal in den 20er Jahren des 20.

---

<sup>66</sup> Schmitt, *Politische Theologie*, S. 20.

Jahrhunderts auch gab, und die gegen die funktionalistischen Konstruktivismen die Kontingenz des historischen Handelns betonten.<sup>67</sup> Die ‚Postmoderne‘ war also gerade in Verlängerung und Radikalisierung dieser klassisch-modernen Konzepte der Kontingenztoleranz die nachträgliche Emphasisierung der Kontingenz, die in der modernistischen Hauptlinie problematisiert worden ist. Aber die explizite ‚postmoderne‘ Abkehr von der Klassischen Moderne war nur die eine Möglichkeit einer kritischen Haltung zu den funktionalistischen und am Ende totalitären Radikalisierungen der konstruktivistischen Disposition einer „Kontingenzkultur“. Die andere Möglichkeit war die Anerkennung der realitätsgenerierenden Positivität der Kontingenz und ihrer tiefenstrukturellen Bedeutung für das Modernitätsverständnis überhaupt. Ihre theoretische Ausfaltung ist die historische Semantik als Genealogie des klassisch-modernen Modernitätsbewußtseins.

Auch die historische Semantik ist eine Distanzierung des totalitätsorientierten Modernismus und man könnte in ihrer Genealogie des modernen Selbstverständnisses trotz aller Unterschiede ein paralleles Unternehmen zu Michel Foucaults poststrukturalistischer Genealogie der modernen Mächte sehen.<sup>68</sup> So gesehen ist die historische Semantik allerdings ein alternatives Unternehmen zur ‚postmodernen‘ Kritik der Klassischen Moderne, wenn nicht der neuzeitlichen Moderne überhaupt. Theoriegeschichtlich ist die historische Semantik damit gewissermaßen eine andere – wenn auch nicht gleichermaßen spektakuläre – theoretische Option zur spektakulären ‚postmodernen‘, im wesentlichen dekonstruktivistischen Kritik der Klassischen Moderne. Das erklärt das teilweise gespannte Verhältnis der Forschungsgruppe „Poetik und Hermeneutik“ als institutionalisiertem Ort der historischen Semantik zu den dekonstruktivistischen Konzepten in der Diskussion um Modernität. Und es legt die Vermutung nahe, daß im Koordinatensystem der Kontingenzsemantik eine theoriegeschichtliche Situation in den 60er bis 80er Jahren des 20. Jahrhunderts rekonstruierbar ist, in der verschiedene Konzepte der Kritik klassischer Modernität existieren, für die das Kontingenztheorem zwar zentral, aber keineswegs a priori ein Problem ist.

Die historische Semantik ist keine Emphasisierung der Kontingenz, sondern die theoretische Anerkennung ihrer historischen Positivität als grundlegender Modalstruktur von Modernität, sofern man Positivität als Unabweisbarkeit ihrer realitätsgenerierenden Effekte versteht. Die historische Semantik ist damit zweierlei. Einerseits ist sie ein Interpretament für jene Aspekte des

<sup>67</sup> Vgl. Makropoulos, „Krise und Kontingenz“, bes. S. 64-73.

<sup>68</sup> Vgl. Michel Foucault, *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt/M. 1976. Michel Foucault, *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit*, Bd. 1. Frankfurt/M. 1977.

Modernitätsbewußtseins, die – negativ wie positiv – um das Problem der Kontingenz, des auch anders Möglichen, kreisen; andererseits ist sie ein Instrument für die analytische Distanz zu den historischen Selbstproblematierungen von Modernität als Kontingenzkultur. Genau darin aber ist sie nicht zuletzt ein Konzept der Moderne, das den diskurspolitischen Gegensatz von Modernität und ‚Postmodernität‘ analytisch überschreitet – ein Gegensatz der als Dramatisierung oder Emphatisierung der Kontingenz inzwischen seinerseits Geschichte ist. Die historische Semantik ist in diesem Sinne ein Instrument zur Rekonstruktion moderner Kontingenzerfahrung. Das weist tatsächlich über die Begriffsgeschichte im eigentlichen Sinne hinaus auf jene spezifisch moderne Realitätsdimension, die mit dem Begriff des Bewußtseins oder der Mentalität nur sehr unzureichend in ihrer Besonderheit erfaßt ist, nämlich die Dimension der Fiktionalisierung des Möglichkeitshorizonts als Charakteristikum historischen Modernitätsbewußtseins. Die historische Semantik ist insbesondere dort die Rekonstruktion des historischen Modernitätsbewußtseins, wo sich dieses Epochenbewußtsein als Kontingenzbewußtsein realisiert hat. Das bedeutet zunächst die Anerkennung und analytische Bestimmung der Kontingenz als spezifischer Modalstruktur moderner – und insbesondere klassisch-moderner Selbstproblematierungen. Das bedeutet im weiteren die theoriegeschichtliche Distanzierung von den modernistischen Tendenzen durch ihre historische Rekonstruktion. Und es bedeutet nicht zuletzt die Bilanzierung der Erträge wie der ‚Kosten‘ der Moderne.

(in: Hans Joas/Peter Vogt (Hg.), *Begriffene Geschichte. Beiträge zum Werk Reinhart Kosellecks*, Berlin, Suhrkamp 2011, S. 481-513)